

Zu guter Letzt:

Jugend ans Mikrofon Neue Stimmen in der Wissenschafts- kommunikation

Fiona Bauer

Letzten Sommer habe ich ein 30 Sekunden langes Video gedreht, in dem ich erläuterte, warum ich für den Klimaentscheid Bayreuth unterschrieben habe – ein Bürgerbegehren, das Freund*innen und Kommiliton*innen von mir initiiert haben. Es soll die kommunale Politik verpflichten, unsere fränkische Kleinstadt bis 2030 klimaneutral zu machen. Der Facebook-Algorithmus spielte mein Video offenbar auch in Kreise der konservativen oberfränkischen Mittelschicht. Was folgte, war ein erschreckender Shitstorm. In unzähligen Kommentaren wurde ich persönlich beleidigt und, harmloser, als „aufmüpfiges Kind“ bezeichnet. Persönlich konnte ich damit umgehen. Eindeutlich fand ich jedoch, dass mir mit der Bezeichnung „Kind“ pauschal die Fähigkeit abgesprochen wurde, mich zu einem gesellschaftlich hoch relevanten Thema zu äußern. Kinder müssen ja nicht ernst genommen werden.

Wir haben in unserer Gesellschaft ein Problem mit dem intergenerationalen Austausch. Die einzigen erwachsenen Menschen, mit denen ich in meiner Jugend in Kontakt kam, haben mich entweder großgezogen oder standen mir als Lehrende gegenüber. Heute, mit 23, bin ich es noch immer nicht gewohnt, älteren Menschen auf Augenhöhe zu begegnen. Das gesellschaftliche Umfeld, in dem wir uns bewegen, wird maßgeblich dadurch bestimmt, wie alt wir

sind. Und die zugeschriebene Autorität wächst mit dem Alter. Das zeigen auch öffentliche Debatten: Die Talkshows der Nation werden von der Babyboomer-Generation bevölkert. Jede*r dritte Wahlberechtigte ist bereits in Rente. Das Schicksal des Wahlrechts ab 16 liegt in den Händen einer Kommission aus Abgeordneten, die im Schnitt Mitte 50 sind. Über Schul- und Unischließungen in der Pandemie diskutieren fast ausschließlich Menschen, die seit Jahren keine Bildungseinrichtung mehr betreten haben, jedenfalls nicht als Lernende. All das zeigt: Die Generationen sprechen in der Regel übereinander, aber wenig miteinander. Als junge Person habe ich oft das Gefühl, dass meine Generation mit ihren Wünschen und Interessen im gesellschaftlichen Diskurs kaum wahrgenommen und selten wirklich gehört wird.

Als ich im Zuge meines Praktikums am WZB die Gelegenheit erhielt, für das vom WZB und der Bundeszentrale für Politische Bildung getragene Wissenschaftskommunikationsprojekt „Dossier Bildung“ einen Podcast über Bildungsgleichheit zu moderieren, war mir sofort klar: Hier müssen auch junge Menschen mit ihren Erfahrungen und Ansichten zu Wort kommen. Neben zwei Bildungsexperten haben wir daher eine Schülerin und einen Schüler, beide langjährig in der Schüler*innenvertretung aktiv, zum Mitdiskutieren eingeladen.

Wissenschaft und Gesellschaft sind untrennbar verbunden. Im Kampf gegen Pandemien, Populismus oder die Klimakrise besteht die Rolle von Wissenschaft auch darin, ihre eigene Bedeutung für die Gesellschaft aufzuzeigen. Wissenschaft darf daher nicht im akademischen Elfenbeinturm sitzen, sondern muss für alle verständlich und zugänglich sein. Das ist Aufgabe der Wissenschaftskommunikation, die in den letzten Jahren stark an Bedeutung gewonnen hat. Wissenschaftskommunikation darf aber keine Einbahnstraße sein. Auch Menschen außerhalb der wissenschaftlichen Community können bedeutende Themen in die Wissenschaft tragen, auch und gerade weil dieser Prozess anderen Kriterien folgt als die wissenschaftsinterne Themenwahl. Davon profitieren Außenstehende wie Forscher*innen gleichermaßen: Anliegen breiterer Bevölkerungsgruppen rücken in den Blick, Forschung entwickelt sich diverser. „Je mehr gesellschaftliche Perspektiven in den Forschungsprozess einfließen, desto weniger kommen Partikularinteressen zum Tragen“, schreibt dazu die Politikwissenschaftlerin und ehemalige Präsidentschaftskandidatin Gesine Schwan.

Gerade innerhalb der jungen Generation erfreut sich die Wissenschaft großen Vertrauens, wie jüngst das Wissenschaftsbarometer der Robert-Bosch-Stiftung belegte. Angesichts globaler Probleme setzen viele junge Menschen ihre Hoffnung auch in die Forschung. In der Pandemie beispielsweise zeigte sich, dass die Mehrheit der Jüngeren bereit war, Corona-Maßnahmen zu akzeptieren und aktuellen Ergebnissen der Wissenschaft Glauben zu schenken. Das ist ein Trend, den es zu nutzen gilt. Denn Empfänglichkeit für wissenschaftliche Themen und ein grundsätzliches Verständnis für Wissenschaft können der viel diskutierten Spaltung unserer Gesellschaft entgegenwirken. Dafür müssen junge Menschen aber das Gefühl haben, dass ihre eigenen Anliegen und Themen im wissenschaftlichen System und in der gesellschaftlichen Auseinandersetzung Resonanz haben.

Viele Menschen entgegen mir, meine Bayreuther Erfahrung sei nicht repräsentativ für die Situation junger Menschen in Wissenschaft und Politik. Junge Aktivist*innen von Fridays for Future sind beispielsweise häufig in Medien sichtbar – ist das nicht Beweis genug? Bei dieser Argumentation wird aber übersehen, dass das Bewusstsein für die berechtigten Interessen junger Menschen in der Klimakrise eine Ausnahme darstellt, die zudem erst seit Kurzem besteht – ursprünglich wurden die demonstrierenden Schüler*innen als „Schulschwänzer“ belächelt oder beschimpft. Außerdem bedeutet eine Auseinandersetzung mit jungen Menschen auf Augenhöhe mehr als ein paar Minuten Redezeit für Luisa Neubauer bei Markus Lanz oder die x-te Einladung von Rezo. Ein ebenbürtiger Diskurs bedeutet Empfänglichkeit für die Anliegen und Sorgen der jüngeren Generation. Vor allem bedeutet er aber, intergenerationale Gespräche nicht mehr als etwas Außergewöhnliches darzustellen. Sollte es nicht eine Selbstverständlichkeit sein, jüngere Menschen in Entscheidungen einzubeziehen, deren Auswirkungen sie selbst zum Teil langfristig und essenziell betreffen?

In anderen Politikfeldern als bei der Klimadebatte sieht es mit der Einbindung junger Leute schlecht aus. Das gilt auch für Bildungsfragen – das wurde mir bei der Produktion des Podcasts sehr deutlich. Was die beiden Schüler*innen in der Runde ansprechen, habe ich noch in keiner Talkshow so deutlich gehört, schon gar nicht in den Worten der Betroffenen selbst. Im Gespräch ging es um fehlende Hilfsangebote für junge Menschen mit Migrationshintergrund, um die

schleppende Digitalisierung und zu wenig psychologische und sozialarbeiterische Betreuung. Diese Probleme sind in der Bildungsforschung bekannt, aber selten werden sie so greifbar wie im direkten Gespräch mit den Schüler*innen. Nur allzu häufig gehen sie im abstrakten Diskurs über die großen „strukturellen“ Bildungsfragen unter. Junge Menschen haben vielleicht keine wissenschaftlich so fundierte Perspektive wie Expert*innen. Es wäre jedoch ein Fehlschluss zu meinen, ihre Stimmen hätten darum im wissenschaftlichen Feld nichts verloren. Was sie auszeichnet, ist ihre tagtägliche Erfahrung von Bildungsungleichheit und -ungerechtigkeit. Weil sie die Probleme aus nächster Nähe kennen, haben junge Menschen mitunter sogar Expertise in der Entwicklung von Lösungen. In jedem Fall können sie aber Wissenschaft und Öffentlichkeit daran erinnern, dass und wo Handlungsbedarf besteht.

Die junge Generation ist in vielen wichtigen Themen qualifiziert genug, mitzudiskutieren – auch und gerade, weil sie jung ist. Ich wünsche mir, dass das in Wissenschaft, Politik und Gesellschaft allgemeiner Konsens wird. Künftig sollten aus dem Engagement junger Menschen keine Hateposts erwachsen, sondern ein konstruktiver Austausch zwischen den Generationen. ●



Fiona Bauer studiert Philosophie und Volkswirtschaftslehre an der Universität Bayreuth. In ihrem Praktikum am WZB hat sie sich vor allem mit Bildungsungleichheit und Wissenschaftskommunikation auseinandergesetzt. Sie arbeitet unter anderem als wissenschaftliche Hilfskraft am Leibniz-Institut für Bildungsverläufe (LIfBi). [fio.bauer@web.de](mailto:bauer@web.de)

Foto: © WZB/Pauline Albert, alle Rechte vorbehalten.

© Der Text ist gemäß der Creative-Commons-Lizenz CC BY 4.0 nachnutzbar: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>